

(Nachdruck verboten.)

4]

Die Gräfin.

Von Hans Röder.

(Schluß.)

So wurde denn auch das Geschäft abgeschlossen. Die beiden Frauen fuhren zum Notar. Die Gräfin steckte ihre 20 000 Mark ein und die Schlächterfrau bekam den Hypothekenbrief, der früher einmal für den Major Freiherrn von Beust ausgestellt worden war. Lange war die Gräfin nicht so aufgeräumt gewesen, wie an diesem für sie so erfolgreichen Tage.

Am Abend, als sie ihrer Gewohnheit gemäß nach dem Abendbrot mit ihrem Jugendfreunde, dem Major a. D. auf dem Sopha saß und Thee trank, klopfte ihr Herr von Beust vertraulich auf die Schulter und sagte: „Ja, Gisela, ich habe es ja immer gesagt, trotz Eurer Pleite, Du bist ein Finanzgenie und verdienstest zum General-Direktor einer Hypothekenbank für Mündhypotheken ernannt zu werden.“

Im ersten Siegesrausch nach diesem großen Coup schwankte die Gräfin einen Augenblick, ob sie der Schlächterfrau nunmehr nicht energisch abwinken sollte. Indessen das war nur eine momentane, übermüthige Laune. Ihr überlegener, kühler Verstand sagte ihr sehr bald, daß sie nun erst recht aus dieser Bekanntschaft für sich Nutzen ziehen könne und müsse. Infolge dessen gestalteten sich die Beziehungen zwischen ihr und Frau Langemah sehr bald intimer. Diese fuhr alle Woche mitunter sogar zweimal in einer Woche nach Westend hinaus. Auch die Gräfin und ihre Tochter fanden sich öfter in der Wohnung der Frau Langemah ein. Der alte Langemah ließ sich dabei nur höchst selten blicken, wie er es denn überhaupt vermied, zu Hause zu bleiben, wenn seine Frau Kaffee-Besuch hatte.

Die Gräfin suchte möglichst den anderen Freundinnen der Frau Langemah aus dem Wege zu gehen. Im geheimen aber bemühte sie sich erfolgreich, die Schlächterfrau, ohne daß sich diese dessen bewußt wurde, gegen jene anzuhetzen, und sie so allmählich von ihren alten Bekannten zu isoliren und ganz nur für ihre Zwecke mit Beschlag zu belegen.

Wenn sie aber mit Herrn Langemah einmal zusammentraf, war sie von der größten Liebenswürdigkeit. Sie sah zwar bald ein, daß sie diesem alten Plebejer schwerlich imponiren und ihn für sich gewinnen würde; um so mehr gebot es die Klugheit, in ihm sich wenigstens einen neutralen und möglichst wohlwollenden Zuschauer bei ihren Beziehungen zu der Frau Langemah zu erhalten.

Es gelang der Gräfin mit der Zeit, sich ganz und gar in das Vertrauen der Schlächterfrau einzuschleichen und diese vollständig zu beherrschen, obgleich sie dieselbe, wo sie nur konnte, in der schmachvollsten Weise ausbeutete und anlog. Sie hatte immer hundert Gründe, wenn der Zinstermin kam und sie wieder einmal keine Zinsen zahlte. Schließlich hielt sie es gar nicht mehr der Mühe werth, überhaupt so zu thun, als wollte sie Zinsen zahlen, sondern sie ging einfach mit Stillschweigen darüber hin. Und das alles ließ sich Frau Langemah, ohne auch nur ein Wort dagegen zu sagen, gefallen; sie, die immer mißtrauisch und genau gewesen war, wie nur jemand sein konnte; aber ihrer vornehmen Freundin, der Gräfin gegenüber, war sie förmlich wie mit Blindheit geschlagen.

Auch der Braune der Frau Langemah hatte unter dieser vornehmen Freundschaft schwer zu leiden. Das Thier, das sonst ein Leben wie ein Fürst geführt, wurde magerer und magerer, obgleich der Kutscher Wilhelm ein ehrlicher Mensch war, der keinen Hafer verkaufte und niemals heimlich Droschkenfuhren machte. Aber die Gräfin verfügte schließlich über das Fuhrwerk, als wäre es ihr Eigenthum. Sie kutschirte stundenlang herum und zwar so rücksichtslos, als säßen sie in einer Miethskutsche, der man alles zumuthen konnte und die obendrein die ganz unübertreffliche Eigenschaft besaß, keinen Pfennig zu kosten außer einem Trinkgeld für den Kutscher.

So vergingen mehrere Jahre. Frau Langemah war nicht nur ihre 20 000 M. los und besah nie einen Pfennig Zinsen, sondern sie hatte auch sonst noch der Gräfin, ihrer Freundin, mancherlei Gefälligkeiten erwiesen und viele Ausgaben für

sie bestritten. Der alte Langemah wußte davon natürlich nichts. Er hatte allerdings bemerkt, daß die Freundschaft zwischen seiner Emma und der vornehmen Dame immer dicker geworden war. Besonders erbaut war er davon nicht; im übrigen aber kümmerte er sich wenig darum, ging er doch selber seine eigenen Wege zu seinen Bekannten und an seinen Stammtisch. Da geschah es, daß Frau Langemah erkrankte. Sie versiel in ein hitziges Fieber, verlor zeitweise die Besinnung, und die Aerzte befürchteten das Schlimmste.

Währenddessen lief eine Kündigung für eine Hypothek der Frau Langemah ein, und Herr Langemah wollte sich deshalb in dem Hypotheken-Instrument selbst überzeugen, wie die Sache lag. Er schloß darum den Sekretär seiner Frau auf und bei dieser Gelegenheit fand er auch den Hypothekenbrief über die 20 000 M., die auf die Villa der Gräfin eingetragen waren. Er las denselben durch und entdeckte nun, daß das Geld nicht, wie ihm seine Frau gesagt hatte, zur ersten Stelle eingetragen war, sondern erst mit 70 000 M. auslaufend, zur zweiten Stelle stand. Er war ganz außer sich und wollte seinen Augen nicht trauen; aber da gab es nichts zu tippeln und zu deuteln, es stand schwarz auf weiß da. Am liebsten hätte er sofort von seiner Frau Aufklärung gefordert; aber sie war zu schwer krank, also mußte er sich gebulden.

Die Gräfin ließ sich fast täglich nach dem Befinden der Frau Langemah erkundigen. Gelegentlich kam sie auch selbst und brachte ihr einen Blumenstrauß oder eine andere kleine und billige Aufmerksamkeit. Als sie einige Tage, nachdem der alte Langemah jene für ihn überraschende Entdeckung mit dem Hypothekenbriefe gemacht hatte, wieder einmal persönlich vorsprach, empfing er sie selbst. Die Gräfin bestürmte ihn mit Fragen über das Ergehen der Kranken; sie that im höchsten Grade gerührt und theilnehmend. Der alte Schlächtermeister ließ sie eine zeitlang reden, dann sagte er ganz ruhig und wie es seine Art war, gerade auf das Ziel losgehend: „Ich wünsche, da meine Frau noch krank ist, eine Aufklärung von Ihnen. Als wir Ihnen damals die 20 000 M. geliehen haben, hat mir meine Frau gesagt, daß das Geld zur ersten Stelle auf Ihr Grundstück in Westend eingetragen werden sollte. Das ist aber nicht geschehen, wie ich jetzt zufällig ersehen habe. Hier ist also etwas nicht in Ordnung. Wie verhält sich das?“

Die Gräfin sah erstaunt auf und that scheinbar sehr enttäuscht, dann sagte sie: „Ich begreife gar nicht, wie Sie das eigentlich meinen, Herr Langemah. Ich habe die Sache mit Ihrer Frau abgemacht und das Geld ist ordnungsmäßig eingetragen worden.“

„Ordnungsmäßig ist es eben nicht eingetragen worden,“ versetzte Herr Langemah, „denn Sie werden doch etwa nicht denken, daß ich Ihnen auf den Schornstein Ihrer Villa 20 000 Mark borgen würde!“

„Das ist jedenfalls Aufsichtssache,“ versetzte die Gräfin kühl, „aber ich finde Ihr Benehmen gegenüber einer Dame, wie ich bin, höchst eigenthümlich, Herr Langemah. Ich bin nicht gewohnt, in einem derartigen Tone mit Leuten zu verhandeln. Dabei stand sie auf.“

„Ich finde das auch sehr eigenthümlich,“ fiel ihr der alte Langemah ins Wort, „übrigens, wenn Sie das eigenthümlich finden, dann werden Sie ja wissen, durch welche Thüre Sie hineingekommen sind!“

„Das ist stark! Solche Pöbelhaftigkeit,“ rief die Gräfin wüthend.

„Ich rathe Ihnen dringend, nie wieder einen Schritt über diese Schwelle zu thun,“ gab Herr Langemah zurück. Er drängte sie hinaus und schlug dann die Thür hinter der Gräfin zu.

Die Gräfin lachte vor sich hin, als sie wieder auf der Straße war, halb vor Wuth, halb aus Hohn. Dieser alte Tölpel! Was wollte er ihr denn, dachte sie bei sich! Er sollte sie nur verklagen und die Kosten hinterher werfen; von ihr würde er doch keinen Pfennig befehlen! Trotzdem ärgerte sie sich, denn nun mußte sie die dicke Schlächtermeisterin mit dem großen Portemonnaie, das ihr gewissermaßen zur zweiten Heimath geworden war, für immer fahren lassen; es sei denn, daß der alte Grobian von Schlächter gerade innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden sich ein Billet nach dem

Himmel lösen würde; aber den Gefallen würde er ihr gewiß nicht thun. Es müßte also geradezu ein Wunder geschehen; aber an Wunder glaubte die Gräfin nicht, trotzdem sie sehr fromm war und alle Sonntage in die Kirche ging. Kurz, die Gräfin resumirte sich in Gedanken dahin: die Epifode Langemaz ist erledigt und zwar für immer. Das ist schade; aber es hilft nichts. Immerhin konnte sie sich in dem Gedanken trösten, daß sie trotz alledem das Schlachtfeld mit ihrer Beute als Siegerin räumen werde.

Einige Wochen später war Frau Langemaz wieder hergestellt. Unter Thränen gestand sie ihrem Friße, daß sie sich von der Gräfin gehörig hatte übertölpeln lassen.

„Es ist nur gut, daß ich noch bei Zeiten dahinter gekommen bin,“ sagte der alte Langemaz. „Die Geschichte reißt uns ja nicht um, aber raus muß die Gesellschaft aus ihrer Villa, wenn wir auch noch ein paar tausend Mark hinterherfeuern. Sage bloß, Emma, wenn ich nun plötzlich vor Dir gestorben wäre,“ fuhr er im ernstesten Tone fort, „das vornehme Gesindel hätte Dich an den Bettelstab gebracht.“ Frau Langemaz schlang die Arme um ihren Friße und bedeckte sein Gesicht mit Küffen. Herzlicher hatte sie ihn nie geküßt, auch damals nicht, wie sie in Pasewalk als junges Blut mit heißen Sinnen seinen ersten Kuß erwiderte.

Abermals sechs Monate später wurde die Villa in Westend subhastirt. Da sich kein Bieter fand, erstand Herr Langemaz das Grundstück für das Mindestgebot von 53 531 M. Die Gräfin und ihr Jugendfreund waren inzwischen nach Berlin gezogen; doch nun wohnte sie bei ihm und nicht mehr er bei ihr, mochte also der Exekutor kommen!

Als der Freiherr von Beust nach dem Kaufgeldebelegungsstermin mit den 50 000 M. und den rückständigen Zinsen nach Hause kam, sagte er: „Ja, Gisela, es ist doch wahr, wie ich immer sage, Du bist ein Finanzgenie. Das macht Dir niemand nach, aus einer solchen elenden Bude von Villa, die Dir überhaupt kein Mensch jemals abgekauft haben würde, baare 72 500 M. herauszuholen. Darauf müssen wir eine Flasche Sekt trinken.“ —

Brüsseler Welt-Ausstellung.

IV.

Brüssel, 11. Mai 1897.

Während es in den Seitengassen viel für den Magen und wenig für das Auge giebt, findet man in dem Hauptgebäude, das die eigentliche Ausstellung birgt, eine reiche Fülle von Interessantem und Sehenswerthem, ohne daß es deshalb verkümmert worden wäre, auch hier dem lieben Besucher Gelegenheit zur Stärkung zu geben.

Aber ehe wir an die Beschreibung dessen gehen, was das Hauptgebäude umschließt, wollen wir einen Blick auf dieses Gebäude selbst werfen, das unstreitig eines der größten Sehenswürdigkeiten der Ausstellung bildet.

Der Palais du Cinquantenaire, ein berühmter Bau, dessen größerer Theil seit längerer Zeit als Museum Verwendung findet, hat vorn die Form eines gewaltigen Hufeisens. Die an beiden Seiten hoch aufstrebenden Portale mit breiten Freitreppen davor, sind von ausserordentlich architektonischer Schönheit, und in der Höhe des ersten Stockwerks zieht sich eine zierliche Säulengallerie um den ganzen Halbkreis. In der Mitte der Hufeisenform ist das alte Gebäude durchbrochen worden und hier ist in der Form eines Triumphbogens das Hauptportal geschaffen worden. Hoch erhebt sich dieser Triumphbogen über die vorderen Portalbauten, und bis zu der Spitze des eleganten Biergespannes, das ihn krönt, mißt er 72 Meter. Leider ist er auch jetzt noch nicht vollständig fertig gestellt.

Natürlich würde der Palast bei weitem nicht ausgereicht haben, die Weltausstellung in seinen Mauern aufzunehmen, umsomehr, als man das Skulpturenmuseum, das fast die Hälfte des Baues einnimmt, auch während der Ausstellung dort belassen hat, und als die Freisäle und ähnliche Einrichtungen naturgemäß in dem alten Palast untergebracht worden sind. Es sind deshalb nach beiden Seiten und nach hinten zu gewaltige Erweiterungsbauten vorgenommen worden, so daß der gesammte, zur Verfügung stehende Flächenraum nach amtlicher Angabe etwa 107 000 Quadratmeter beträgt.

Der Bau der Seitenflügel, der natürlich, um die Harmonie nicht zu stören, im Stil des Hauptgebäudes ausgeführt werden mußte, war zweifellos eine recht schwierige Aufgabe, aber diese Aufgabe ist in glücklichster Weise gelöst worden. In einer Länge von 107 Metern ziehen sich, etwa in Höhe des Triumphbogens, die Seitengalerien, denen breite Veranden vorgelagert sind, nach rechts und links dahin und enden in zwei kleinen runden, mit kühn emporkragenden Kuppeln überwölbten Vorprüngen.

Den größten Raum in der Ausstellung nimmt natürlich die belgische Abtheilung ein. Die Beteiligte der anderen Länder ist außerordentlich verschieden. Bei weitem an erster Stelle steht hier Frankreich, an zweiter England. Den besten Maßstab für den Um-

fang der Beteiligung, mit dem allerdings die Güte des Gebotenen nicht immer im gleichen Verhältniß steht, bietet der Flächenraum, den die verschiedenen nationalen Abtheilungen auf der Ausstellung einnehmen. Hier ist allerdings zu beachten, daß es einige internationale Abtheilungen giebt, in denen die Erzeugnisse aller Nationen auf dem betreffenden Gebiete zusammengefaßt sind. Die Beteiligung der verschiedenen Nationen an diesen internationalen Abtheilungen dürfte aber im großen und ganzen ungefähr dem Umfange der betreffenden nationalen Abtheilungen entsprechen, so daß man die Größe der letzteren wohl ruhig als Maßstab für die Beteiligung der verschiedenen Nationen überhaupt annehmen kann.

Nach der Ausstellungs-Zeitung stellt sich die Reihenfolge der auf der Ausstellung offiziell vertretenen Staaten, nach der Größe des ihnen Abtheilungen zugewiesenen Flächenraumes geordnet, folgendermaßen:

Land	mit 25 000 Quadratmetern
Belgien	15 000
Frankreich	6 355
England	1 700
Oesterreich	1 700
Ungarn	1 200
Deutschland	1 020
Niederlande	1 000
Italien	1 000
Schweiz	720
Türkei	680
Bereinigete Staaten	405
Persien	400
Bosnien und Herzegowina	400
Dominikanische Republik	200
Paraguay	120
Griechenland	50
Chile	35
Liberia	35

Dazu kommt dann noch eine internationale Gruppe von Ausstellern aus solchen Staaten, die nicht offiziell vertreten sind. Hier wird China erwähnt mit 150 Quadratmetern Flächenraum, Spanien mit 100 Quadratmetern, sowie ferner Dänemark, Schweden, Norwegen, Portugal, Rußland, Rumänien und Serbien. Frankreichs Beteiligung ist so stark, daß es mit dem ihm zugewiesenen bedeutenden Raume nicht hat auskommen können. Für die französische Nahrungsmittel-Ausstellung ist deshalb in der rechten Seitengasse ein besonderes hübsches Gebäude mit 2000 Quadratmetern Grundfläche errichtet worden. Da man nun auch noch den algerischen Pavillon zur französischen Abtheilung rechnen kann, so bedeckt diese im ganzen einen Flächenraum von 17 275 Quadratmetern.

Natürlich ist es hier unmöglich, auf Einzelheiten der ausgestellten Dinge einzugehen. Man kann nur ein ganz allgemeines Urtheil über die Leistungen der einzelnen Nationen abgeben. Und da muß man zunächst anerkennen, daß die Belgier alles gethan haben, um ihre Abtheilung zu einem schönen, lebendigen und vollständigen Bild ihrer hochentwickelten Industrie zu machen. Besonders bemerkenswerth sind hier die Kollektiv-Ausstellungen, die die Aussteller eines bestimmten Industriezweiges vereinigen und alles Interessante unter möglicher Vermeidung überflüssiger Wiederholungen in übersichtlicher und anregender Weise dem Beschauer näher zu führen suchen. Durch zweckentsprechende Arrangements und gute Leistungen fallen hier besonders auf die Kollektiv-Ausstellungen der Brauerei, der Waffenfabrikation, des Wagenbaues, der Lebensmittel-Industrie, der Möbelfabrikation. Diese Kollektiv-Ausstellungen erreichen dem Ganzen zu großem Vortheil, und es ist anzunehmen, daß sie bei künftigen Ausstellungen in noch höherem Maße zur Anwendung gelangen werden.

Von den fremden Abtheilungen zeichnen sich durch geschmackvolle Anordnung und interessante Darbietungen namentlich die französische, englische und ungarische aus; aber auch in den anderen Abtheilungen giebt es vieles Sehenswerthe und der Beschauer hat hier auf engem Raum Gelegenheit, Vergleiche zwischen der Leistungsfähigkeit der Industrie der verschiedenen Nationen zu ziehen. Die deutsche Sektion ist nicht besonders groß, aber das, was in ihr geboten wird, ist meistens gut, zum Theil sogar vortrefflich.

Die Ausstellung zerfällt nach der Art der zur Vorführung gelangten Gegenstände in 14 Sektionen, von denen einige, wie bereits erwähnt, international organisiert sind. Hierher gehört vor allem die erste Sektion, die die schönen Künste umfaßt. Sie war die einzige, die bei der Eröffnung der Ausstellung wenigstens zum größeren Theile fertig war und sie erregte denn auch am meisten das Interesse der Besucher. Die Zahl der Kunstwerke, die hier ihren Platz gefunden haben, ist außerordentlich groß, so daß man sich in einer veritablen Kunstausstellung zu befinden glaubt; und dennoch sind die Künstler mit der Annahmecommission im höchsten Grade unzufrieden, weil nach ihrer Ansicht viel zu viel Bilder zurückgewiesen sind; von belgischen Künstlern allein 900 gegen 450 angenommene. Aber wo sollte denn der Platz für alle diese Kunstwerke herkommen? Jetzt sind es nach Ansicht der meisten Besucher schon zu viel. Aber die Künstler werfen der Annahmecommission außerdem auch noch Parteilichkeit vor, und wenn man inmitten vortrefflicher Werke hier und da ein Bild sieht, das kaum noch den Namen Kunstwerk verdient, möchte es fast so scheinen, als wenn dieser Vorwurf nicht ganz ungerechtfertigt er-

haben worden ist. Die zurückgewiesenen Künstler beabsichtigen, eine Soderausstellung möglichst in der Nähe der Ausstellung zu errichten und alle Urtheilfähigen zur Entscheidung über ihre Beschwerde anzurufen.

Die zweite Sektion führt den Titel „Sozialökonomie“ und umfaßt alles, was auf Arbeiter-Schutzgesetzgebung, Sparrassenwesen, Versicherungsweisen zc. bezug hat. Hier sind natürlich vornehmlich Tabellen und graphische Darstellungen zu finden, die eine Fülle von lehrreichem Material bieten. Auch die recht hübsche Ausstellung des deutschen Reichs-Versicherungsamts gehört hierher.

International organisiert sind noch die Maschinenhalle, in der auch Deutschland recht würdig vertreten ist, die Sektion „Hygiene und Heilkunst“, die sehr interessante Darbietungen enthält, und die Sektion „Kriegskunst“, die, dem Geiste der Zeit entsprechend, ganz besonders umfangreich ist und in der das belgische Kriegsministerium einen großen Haufen von Uniformen, Kanonen, Säbeln und anderen Kriegswaffen ausgestellt hat. Von besonders aktuellem Interesse sind hier die neuen Schnellfeuerkanonen, für deren Beschaffung die deutschen Steuerzahler ja jetzt wieder zur höheren Ehre des Militarismus um ein erkleckliches Pöfchen von Millionen geschöpft werden sollen.

Die weiteren Sektionen, die fast durchweg recht gut vertreten sind, umfassen: Kunstindustrie und Dekorationskunst, sowie freie Künste und Wissenschaften (vorwiegend Sammlung wissenschaftlicher Apparate, auch solche von historischer Bedeutung); Beleuchtung, Heizung, Ventilation und ihre Anwendungen; Elektrizität; die eigentliche Industrie, ihr Rohmaterial, ihre Verfahren und ihre Erzeugnisse; Sport; Leibesübungen und volkstümliche Spiele; Acker- und Gartenbau; praktisches Unterrichtswesen und Frauenarbeit (die Sektion ist von Frauen eingerichtet und geleitet und bietet Vortreffliches); Handel und Kolonien.

Endlich ist noch eine Abtheilung zu erwähnen, deren Vorhandensein dem deutschen Leser vielleicht etwas sonderbar vorkommen mag, da eine solche Abtheilung auf deutschen Ausstellungen wohl kaum möglich sein würde. An der Vorderseite des hübschen Kuppelbaues, der die rechte Seitengalerie abschließt, stehen in weithin leuchtenden goldenen Lettern die Worte: „Palais du Peuple“ (Palast des Volkes), und zu beiden Seiten, etwas tiefer gerückt, die weiteren Worte „Ordre“ (Ordnung) und „Travail“ (Arbeit). Dieser Palast des Volkes ist zweifellos eine der schönsten Stellen, die diese Ausstellung aufzuweisen hat. Und was die Hauptsache ist, es ist ein Palast des wirklichen Volkes. Hier ist einmal ansnahmsweise mit dem Worte „Volk“ kein Mißbrauch getrieben worden, wie es sonst bei solchen Gelegenheiten nach internationaler Sitte gang und gäbe ist. Kurz gesagt, der Palast des Volkes umschließt die Ausstellung der großen Brüsseler Arbeiter-Konsumgenossenschaft „Maison du Peuple“ (Volkshaus), des Center „Voruit“ und anderer belgischer Arbeiter-Organisationen. Leider ist diese Ausstellung noch sehr im Rückstande, so daß über ihre Einzelheiten noch nicht berichtet werden kann. Inwieweit die vielfachen Schwierigkeiten, die der König, die Regierung und die Ausstellungsleitung dem Unternehmen entgegengesetzt haben, und über die der „Vorwärts“ Näheres bereits früher berichtet hat, an seiner Unfertigkeit Schuld haben, bleibe dahingestellt. Unter allen Umständen aber wird der Palast des Volkes einer der Glanzpunkte der Ausstellung sein und er wird zweifellos nicht nur das lebhafteste Interesse der Genossen erregen, sondern auch aller derer, die einen offenen Sinn haben für die Erscheinungen der Zeit und für den sozialen Fortschritt der Menschheit. —

Die Drei.

Vor der Stadt, weit draußen auf einer baumlosen sich den Berg hinanziehenden Chaussee hielt an einem kalten Wintermorgen ein Hundewagen.

Der Hund stand da mit triefenden Augen, zitternden, beschäumten Lezzen; ruckweise durchschauerte es ihn, daß er laut aufwinkelte.

Eine alte Frau mit rothem Kopftuch, unter dem das verrunzelte, leicht geröthete Gesicht wie ein eingetrockneter Bratapfel hervorsah, bastelte einem zerlumpten Greis am Halsstuch und sprach ihm auf polnisch gut zu.

Wirklich der Alte weinte, weinte wie ein Kind. Gestorene Thränen hingen in seinem Bart.

„Dreißig Jahre, dreißig Jahre seinen Sohn nicht gesehen und jetzt — herausgeworfen hat er mich. Nur seinetwegen bin ich achtzig Meilen — nur seinetwegen, um ihn zu sehen, und jetzt sagt er, ich wäre nicht sein Vater und Dich (er wandte sich zu der Frau) hat er sogar die Treppe herunterwerfen wollen —“

„Komm, Vater!“

Und da zogen sie nun alle drei wieder dahin. Langsam, gleichmäßig, den Berg hinab.

Den Berg hinab.

g. b.

Kleines Feuilleton.

Ueber die Thätigkeit der Radfahrer bei der Feuerwehr veröffentlicht der Branddirektor von Seitin, Kohnstadt, einen Bericht: Im vergangenen Jahre bot sich viele Gelegenheit, die Einrichtung der Radfahrer zu erproben; die Erfahrungen sind sehr günstig. Gerade das Vorausschicken zweier Leute auf Zweirädern hat sich vorzüglich bewährt. Während der eine Radfahrer der Feuerwehr von der Meldestelle der Brandstelle aus entgegenfährt,

um ihr den ersten Bericht zu erstatten, damit event. Fahrzeuge nach der Wache zurückgeschickt werden können, fährt der zweite zur Brandstelle weiter, stellt Ort und Art des Brandes, die Zugänge und Treppen fest und beruhigt event. die Bewohner. Beide Radler sind nur mit einer Art ausgerüstet, um Thüren sprengen zu können. Die Feuerwehr-Fahrzeuge haben durch diese Einrichtung ganz bedeutende Wegestrecken und besonders manche beschwerliche Steigung erspart, der Kommandirende hat manchen werthvollen Bericht auf der Brandstelle entgegengenommen. Und dabei waren die Radfahrer nicht ausgepumpt, sondern noch gut dienlichfähig. Mehrere Male konnten sie ein Feuer vor Ankunft der Fahrzeuge löschen. Auch zum Ordnungsdienst und zum schnellen Feststellen von Thatsachen, wenn die Feuerwehr bei Unfällen, z. B. bei Wasser im Keller helfen sollte, sind die Räder verwendet und ist dadurch manche unnöthige Ausfahrt erspart worden. Hervorragend geeignet sind die Räder zu schneller Samariterhilfe. An das Rad oder auf den Rücken des Samariters wird dann eine Verbandstasche geschnallt. —

Wegen Mangels an Platz. In New-York und den Nachbarstädten hat man begonnen, die Spielplätze für die Schulkinder auf das Dach der Schulgebäude zu verlegen, da Grund und Boden zu werthvoll geworden sind. In der Stadt New-York und in East Newark sind Schulgebäude in dieser Art eingerichtet worden. Man hat dadurch mehr Raum für den Spielplatz gewonnen, als auf ebener Erde zur Verfügung stand. Hohe eiserne Gitter beschützen die Zinnen des Daches. Auf diesen Spielplätzen sind Tennis-Spiele, Fußballplatten und andere Ausstattungen für Spiele im Freien angebracht. Das Dach des Schulgebäudes in Newark ist in einen Garten verwandelt worden, der mit Pflanzen und Blumen, elektrischen Lichtern und allem Zubehör eines Dachgartens für Theaterzwecke versehen ist. —

Das Jenseits der Chinesen. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus Shanghai von Mitte April: Der Missionar Elwin machte kürzlich in einem hier gehaltenen Vortrage sehr interessante Mittheilungen über die Vorstellungen der Chinesen vom Jenseits. Er sagte, im allgemeinen glaubte das gemeine Volk, das Leben nach dem Tode wäre im großen und ganzen dem irdischen sehr ähnlich. Nach dieser Vorstellung muß es also im Jenseits auch Mandarinen geben, die ebenso wie die irdischen Beamten das Bestreben, Geld zu erwerben, allen anderen Rücksichten voranstellen. Hat man haben einen Rechtsstreit, so muß man vor allen Dingen den zuständigen Richter zu bestechen suchen, sonst ist niemals auf Erfolg zu rechnen. Gerade so muß man drüben verfahren. Will einer also seinen Feinden einen rechten Pöffen spielen, so braucht er nur von diesem Leben plötzlich Abschied zu nehmen, mit der ausgesprochenen Absicht, die Mandarinen im Jenseits durch Geschenke zu bestimmen, seinen Feinden empfindliche Strafen aufzuerlegen, sobald sie vor ihnen erscheinen würden. Herr Elwin führt hierfür ein von ihm selbst erlebtes Beispiel an. Zwei buddhistische Priester in dem Orte Phudu geriethen in heftigen Streit. Der eine von ihnen wurde schließlich so erbittert, daß er Opium verschluckte, um seinen Gegner im Jenseits zu verklagen. Kaum hatte dieser jedoch davon gehört, so nahm auch er schleunigst eine Dosis Opium, und zwar eine ungewöhnlich große, um womöglich zuerst in der anderen Welt anzukommen. Beiden mißlang indessen ihre Absicht, weil ein Missionsarzt und Herr Elwin herbeigerufen wurden, denen es durch Anwendung eines Brechmittels gelang, die beabsichtigte tödliche Wirkung des Opiums zu verhindern. —

Medizinisches.

— **Beruf und Morphiumsucht.** Ein französischer Arzt namens Rodet hat soeben ein Buch über Morphiumsucht veröffentlicht, in dem er eine Berufsstatistik an tausend Fällen dieser Krankheit aus allen Ländern vornimmt. Unter diesen Fällen befanden sich 650 Männer und 350 Frauen. Von den Männern waren nicht weniger als 297 (40,4 pCt.) Aerzte, 100 (15,5 pCt.) ohne bestimmten Beruf, 57 Kaufleute, 46 Militärs, 37 Arbeiter, 28 Beamte, je 21 Apotheker und Studenten der Medizin, die übrigen Fälle vertheilten sich mit geringeren Zahlen auf Krankenhüter, Laboratoriumsdiener, Studenten der Pharmazie, Gelehrte, Richter, Artisten, Studenten der Jurisprudenz (11), Advokaten, Journalisten, Geistliche (2), Politiker, Landwirthe. Unter den 350 Frauen war die größte Zahl der Morphiumsuchtigen erklärlicherweise ohne Beruf, nämlich 151 (43,1 pCt.), dann folgten 50 Prostituirte, 47 Arbeiterinnen, 85 weibliche Aerzte, mit geringeren Zahlen waren vertreten Frauen von Kaufleuten, von Apothekern, weibliche Gelehrte, Beamte, Krankenhüterinnen, Artisten, Dienstmoten, Klosterfrauen. Diese Zusammenstellung ist jedenfalls von Interesse, obgleich sie nicht gerade viel Neues bietet. Das häufige Vorkommen der Morphiumsucht unter den Aerzten ist eine bekannte Thatsache. Das bemerkenswerthe ist die große Zahl der Fälle unter Männern und Frauen ohne Beruf, weil diese darauf hinweist, daß auch der Müßiggang schwer zu ertragen ist. —

Verkehrswesen.

u. **Schutzvorrichtung an elektrischen Straßenbahnwagen.** Mit der Ausdehnung des Straßenbahnverkehrs wächst natürlich auch die Gefahr, daß Menschen von Straßenbahnwagen überfahren werden und der Wis der Ingenieure hat sich schon vielfach damit beschäftigt, Schutzvorrichtungen gegen das Überfahrenwerden herzustellen. Der Hamburger Ahrens hat nunmehr eine Vorrichtung erfunden, welche das angestrebte Ziel zu erreichen scheint, sie hat sich wenigstens in dem verkehrreichen Hamburg gut bewährt.

Der in Rede stehende Apparat besteht aus zwei Theilen, einem äußeren und einem inneren Bügel, deren jeder mit einem Reß versehen ist. Wird ein stehender Mensch angefahren, so fällt er unfehlbar in beide Reße, die aber in diesem Falle nur ein aus zwei Theilen zusammengesetztes Reß bilden. Bei einem auf dem Fahrdamm liegenden Menschen dagegen hebt sich der äußere Bügel, und der innere Bügel fällt dann sofort auf das Pflaster. Das äußere Reß geht in diesem Fall über den Angefahrenen hinweg, welcher von dem über das Pflaster hinwegleitenden Reß aufgenommen und so vor jeder Berührung mit den Rädern geschützt wird. Ein besonderer Vorzug des Apparates ist es, daß er selbst bei stark schwankenden Motorwagen in zweckdienlicher Höhe über dem Pflaster angebracht werden kann, denn selbst wenn er infolge des Schwankens auf den Fahrdamm geräth, hindert er den Motorwagen nicht am Weiterfahren, sondern läuft für diesen Moment ruhig auf dem Fahrdamm weiter.

Technisches.

u. Eine Fernsprechklinie im hohen Norden. In diesen Tagen begiebt sich Andree wiederum nach Spitzbergen, um sein kühnes Unternehmen, den Nordpol mittels des Luftballons zu erreichen, nun wirklich zu beginnen. Bei dieser Gelegenheit wird er, wie er es schon im vorigen Jahre that, eine Telephonverbindung herstellen, die ohne Zweifel die am nördlichsten gelegene ist. Er will nämlich auch diesmal wieder, da es sich im vorigen Jahre als nützlich erwies, die mit der Fertigstellung und Füllung des Ballons Beschäftigten mit dem Dampfer in telephonische Verbindung setzen. Die Fernsprechklinie wird 3000 Meter, also nicht ganz eine halbe Meile lang sein, denn der Ankerplatz des Schiffes ist 1500 Meter vom festen Eis entfernt und wiederum 1500 Meter vom Eisrand entfernt befindet sich der Ankerplatz des Ballons. Aber auch nach dem Aufsteigen soll der Ballon noch für eine Zeit lang mit der Erde, das heißt mit dem Dampfschiff, Verbindung haben. Die Absicht ist nämlich, wenn Wind und Eisverhältnisse es gestatten, den Ballon im Anfang als Fesselballon, an dem weiterfahrenden Dampfer befestigt, zu benutzen, und während dieser Zeit soll die Fernsprekleitung den Verkehr zwischen Dampfschiff und Luftballon vermitteln.

— Eine wichtige Neuerung im Schiffswesen wird der Plan des New-Yorker Ingenieurs Altschul herbeiführen, wenn er, wie es nach den Versuchen den Anschein gewinnt, sich bewährt. Altschul will die Thatsache der geringen Reibung des Oels auf dem Wasser dahin ausnützen, den Widerstand, dem das Schiff bei seiner Fortbewegung im Wasser begegnet, zu verringern; daß die Ausführung eines solchen Planes nicht leicht ist, liegt auf der Hand. Nach einer französischen Marine-Fachschrift niestet Altschul über die ganze untergetauchte Fläche des Schiffskörpers Doppel-T-Eisen in der Längsrichtung; die Zwischenräume zwischen diesen Eisen werden mit einem Del auffaugenden Stoff ausgefüllt, dessen Zusammensetzung der Erfinder natürlich als sein Geheimniß behandelt, der aber in der Hauptsache aus Kohlenstaub und Talg bestehen soll. Er ist auf einem Metallnetz, das ihm die erforderliche Steife verleiht, ausgebreitet und scheint unter Wasser hart zu werden. Ein durchlöcherter Rohr am Ende eines jeden dieser Eisen vertheilt Del auf diese Bekleidung, und dieses tritt dann an der Oberfläche aus. Dieser Gestalt erhält der äußere Schiffsboden eine mit Del gefüllte Bekleidung, also einen schlüpfrigen Ueberzug. Dadurch soll, wie gesagt, eine erhebliche Verringerung des Widerstandes, dem das Schiff bei seiner Fortbewegung begegnet, erreicht, überdies aber eine Vermeidung der Oxydation der unter Wasser befindlichen Theile des Schiffes erzielt werden. Auch die Bewachung des Schiffsbodens könnte verhindert werden, was nicht zu unterschätzen wäre, da ja diese besonders die eisernen Schiffe nicht selten zwingt, ins Dock zu gehen, um dort gereinigt und neu gestrichen zu werden. Ueberdies kann durch reichlicheres Vertheilen von Del durch jene Röhren bei stürmischem Wetter eine Beruhigung der Wellen des Meeres herbeigeführt werden. Daß Del in der That diese Eigenschaft besitzt, ist bekanntlich schon durch zahlreiche Versuche bestätigt worden. Altschul schöpft den Grundgedanken zu seinem Plane aus dem Umstande, daß schon jetzt der unter Wasser befindliche Theil von Kienwachsen mit Talg, Stearin, schwarzer Seife oder Graphit bestrichen wird, und daß diese Maßnahme auf die Geschwindigkeit der Schiffe Einfluß ausübt. Del würde dies ohne Zweifel in noch höherem Grade thun, bliebe aber bei dem bisherigen Verfahren nicht lange genug am Schiffskörper haften, weshalb Altschul die eben beschriebene Einrichtung erfand, von der er bei Seglern und Dampfern eine Zunahme der Geschwindigkeit um ein Viertel erwartet. Der Marinesekretär der Vereinigten Staaten scheint diesem Plane hohes Interesse entgegenzubringen, denn er hat umfassende Versuche mit dem neuen Verfahren angeordnet.

Geologisches.

io. Erdbeben in England. Der berühmte Erdbebenforscher, Prof. John Milner, der in dem Orte Shide auf der Insel Wight ein Observatorium besitzt, fandte der Londoner Zeitschrift „Nature“ eine Liste seiner Beobachtungen, wonach an dem genannten Orte in der Zeit vom 14. Juni 1896 bis zum März 1897, also in etwa einem Dreivierteljahre 93 Erdbeben verzeichnet wurden. Von jedem Erdbeben wurde die genaue Zeit, der Charakter und die Stärke beobachtet.

Humoristisches.

Ag. Humoristische Kanzelredner sind in der modernen Zeit kaum noch zu finden, desto mehr kannte sie das Zeitalter der Renaissance. Der Vater Honoré, ein berühmter Priester des 17. Jahrhunderts, zog während der Predigt über die Vergänglichkeit alles Irdischen plötzlich einen Schädels aus der Stola und führte folgendes Gespräch mit diesem: „Bist du etwa der Schädels eines Richters?“ Damit setzte er ihm sein Varet auf: „Hast Du niemals Gerechtigkeit für schnödes Geld verkauft, Du Schurke? Hast Du niemals während der Sitzung geschlafen, anstatt den Angellagten zu hören? Oder bist Du etwa der Kopf eines hübschen jungen Mädchens? Ja, das wirst Du wohl sein; obwohl Du jetzt Dein hübsches Gesichtchen eingebüßt hast, bist Du ganz was Du immer warst, hohl — hohl — hohl!“ u. s. w. Ein anderer Franzose, der Pfarrer von Pierre Buffière in Limousin, rief sich besonders gern an dem hochmüthigen und doch so verkommenen Adel. So predigte er sehr satyrisch: „Eine Herzogin klopf an das Himmelsthor. Petrus fragt: „Wer klopf da?“ „Ich bin die Frau Herzogin“, sagt sie. „Was für Zeug?“ fragt Petrus, „die Frau Herzogin, die sich mit Schminke bemalt, die Frau Herzogin, die ihre Liebhaber bei sich hat, wenn der Herzog verreist ist? Zum Teufel mit dieser Frau Herzogin!“ Und krach, schlägt Petrus das Himmelsthor zu. „Ja wohl — fuhr der Priester dann fort — ihre Haare sollen blond sein? Perrücke ist es! Ihre Rosenwangen sind Natur? Vermillon und Bleiweiß ist es. Betrug, nichts als Betrug. Sie haben eine schöne Gestalt? Betrug, den ihr Schneider recht gut kennt, und ihr Schuhmacher gleichfalls. Schwindel, Schwindel und lauter Schwindel. Sie sind eingebildet auf ihr schönes Haar? Glende Lüge. Welcher Bäuerin haben Sie es abgelaufen, welche arme Bettelfrau hat es als ihr rechtmäßiges Eigenthum getragen?“ Unter den deutschen Kanzelrednern ragt vor allem der berühmte Wiener, Abraham a Santa Clara hervor; das Modell des Kapuziners im Wallenstein. Der Ton seiner Rede entsprach vollkommen der Schiller'schen Kapuzinerpredigt, nur, daß er noch urwüchsiger und derber war. Seine Kanzelschwänke sind meist garnicht wieder zu erzählen. Sehr drastisch ist die Art und Weise, wie er seinen Gläubigen die Macht des — Kapitals vor Augen führt. Er sagt: Alexander ist mächtig gewesen, Hannibal ist mächtig gewesen, aber ein Ding ist mächtiger. Gerad machen, was krumm ist, geschick machen, was dumm ist, schön machen, was schlecht ist, lirt machen, was recht ist, jung machen, was alt ist, warm machen, was kalt ist, schwer machen, was leicht ist, tief machen, was seicht ist, hoch machen, was nieder ist, lieb machen, was zuwider ist. — ist ja viel, und dies alles kann das Geld; Geld ist das Mächtigste auf der Welt. Das Geld herrscht über alles, alles geborjemet dem Gelde, das ist wahr gewesen, ist noch wahr und wird vermuthlich wahr bleiben.“ Weider! —

Vermischtes vom Tage.

— **Schiffsunglücke.** Nach den vom „Bureau Veritas“ veröffentlichten statistischen Listen sind im Monat April dieses Jahres 84 Schiffe verloren gegangen, und zwar 70 Segelschiffe mit 38 225 Registertons netto und 14 Dampfer mit 15 828 Registertons netto. Unter den Seglern befinden sich drei deutsche mit 2463 Registertons und unter den Dampfschiffen ein deutsches mit 1112 Registertons. Von den Segelschiffen sind 27 durch Strandung, 5 durch Kollision, 3 durch Feuer verloren gegangen, 6 sind gesunken, 5 abandonnirt, 17 kondamnirt und 7 verschollen, während von den Dampfern 3 durch Strandung, 2 durch Kollision, 1 durch Feuer verloren gingen und 3 gesunken und 5 verschollen sind.

— Eine seltene Erscheinung wurde vorgestern und gestern früh in Hamburg und Umgebung beobachtet. Millionen von Heuschrecken („Augustperde“, Bibellen) zogen in dichten Schwärmen über die Elbe landeinwärts. Die einzelnen Flüge der Insekten dauerten oft mehrere Stunden. Viele der Thiere fanden ihren Tod im Wasser. Die Arbeiter in der Hafengegend hatten theilweise sehr unter der Unmasse der Heuschrecken zu leiden. Auch von der Wesergegend wird über ein ähnliches, massenhaftes Vorkommen der Libellen berichtet.

— **Vom Fesselballon auf der Brüsseler Ausstellung.** Entgegen den answärts verbreiteten Meldungen, daß der Fesselballon in der Ausstellung aus bedeutender Höhe herabgestürzt sei und mehrere Insassen tödtliche Verletzungen erlitten hätten, wird festgestellt, daß der Ballon infolge eines plötzlichen Windstoßes nur einige unregelmäßige Bewegungen gemacht hat; die Insassen sind wohl in Erregung gerathen, jedoch nicht verletzt worden. Das Vorkommniß ist ohne Folgen verlaufen.

— Die tiefer gelegenen Stadttheile von Sofia, der Hauptstadt Bulgariens, sind überschwemmt, mehrere Häuser sind eingestürzt und zahlreiche Brücken sind fortgeschwemmt; einige Personen sind ertrunken.

— **Auf dem österreichischen Kriegsschiffe „Wien“** sprang im Hafen von Lissabon während der Abgabe von Salutsschüssen das Verschußstück eines Geschüßes nach rückwärts ab. Ein Mann wurde getödtet, mehrere verwundet. Das Kriegsschiff ist auf der Fahrt nach Spithead begriffen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 6. Juni.